



JULI 2016
Ausgabe 17

Auersbach | Feldbach | Gniebing-Weißbach | Gossendorf | Leitersdorf | Mühlendorf | Raabau

NEUE STADT FELDBACH



Blätter
Blüten
Gräser

LEBENS**KULTUR**
DAS MAGAZIN

Liebe Leserinnen und Leser,

■ „Blätter, Blüten, Gräser“, was für ein wunderbares Thema für diese 17. Ausgabe des Magazins zur Lebenskultur unserer Stadt und Region. Nicht erst wegen der Jahreszeit. So manches hätte sich da noch angeboten, letztlich ist es diese Auswahl geworden, die Sie hier vorfinden, und die bietet so einiges. Unter anderem gleich vier Mal Lyrik. Dass es sich bei dem fantastischen Coverfoto um eine Arbeit von Andreas Stern handelt, haben Sie wohl gleich erkannt. Eher „konventionell“ kommen die Beiträge von Bernd Wieser, Andrea Bregar und Helmuth Kotzbek daher, möchte man zunächst meinen, ehe man in diesen Tiefergehendes entdeckt. Florian Lugitsch hat eine ganz besondere Blume im Sinn. Robert Schaberl, dessen

Ausstellung noch bis 14. August in der Kunsthalle Feldbach zu sehen ist, bringt viele jener Farben, die man sich für Blumen und Blüten so vorstellen kann, auf die Leinwand. Auf der Suche nach einer Antwort auf die poesie-trächtige Frage nach der „Blüte des Lebens“ hatte ich die Ehre und das Vergnügen - so sagt man da wohl, und für beide Personen traf das zu - Erika Pluhar und Mira Lu Kovacs zu begegnen. Dass man unter „Blüten“ auch ganz anderes verstehen kann, davon erzählt (Unter anderem-) Krimi-Spezialist Erich Janoscheck. Sandra Pfeifer schildert, auf welche Art und Weise Wiesenfrüchte wie Schwammerln gelegentlich „Schicksal“ spielen. Um Drogen wie vielleicht „Gras“ geht es bei einem unglaublich intensiven

Poetry-Slam-Text, dessen Autor/dessen Autorin „verschollen“ ist. Und Werner Kölldorfer erspart Ihnen möglicherweise, sich durch den 1.000-seitigen Blätterwald des „Ulysses“ ackern zu müssen - es sei denn, sein Text macht sie neugierig darauf.

Somit, nehmen Sie sich eine ruhige Stunde für dieses Magazin, setzen Sie sich ins Grüne, inmitten von Blättern, Blüten und Gräsern, und genießen Sie.

Ihr
Michael Mehsner



Inhalt

■ DIE WIESE	von Bernd Wieser	Seite 3
■ LEBEN MIT KRÄUTERN – LEBEN IM GARTEN.....	von Andrea Bregar.....	Seite 4
■ DIE BLÜTE DES LEBENS	von Michael Mehsner.....	Seite 6
■ SMARTFLOWER POP	von Florian Lugitsch	Seite 9
■ BLÜTENHONIG	von Erich Janoscheck	Seite 10
■ ZENTRALFORMEN	von Robert Schaberl	Seite 12
■ GRÄSER UND BLUMEN IM WIND.....	von Helmuth Kotzbek.....	Seite 14
■ SCHWAMMERL-(ENT)-ZUG FÜR GLÜCKSPILZE	von Sandra Pfeifer	Seite 16
■ UNTER MEINER HAUT	Autor (vorerst unbekannt)	Seite 17
■ VON JOYCE 'SCHER ART UND KUNST EINIGE FLIEGENDE BLÄTTER	von Werner Kölldorfer	Seite 18



Die Wiese

■ Alles begann damit, dass die Wölfe starben. Nun konnten sich die Büffel, die Ziegen, die Antilopen und die Schafe austoben. Sie wurden mehr und mehr. Und sie fraßen, was sie fanden. Jeder dünne Zweig, jedes neue Bäumchen wurde gefressen. Schließlich blieb nichts anderes übrig als die Wiese.

Doch die Wiese erinnerte sich noch an den Wald, der vor ihr da war. Unter den Wiesenpflanzen im Boden, da ist eine Bibliothek voller Geschichtsbücher. Und diese Geschichtsbücher werden permanent gelesen. Von unzähligen Wesen, von beweglichen und unbeweglichen, die sich zwischen den Steinen und all dem Lehm rekeln. Manchmal, wenn es zu kalt ist, oder zu trocken, dann fallen diese Wesen in eine Starre. Andere wiederum können sich noch länger bewegen. Sie alle vollbringen unschätzbare Arbeit. Ohne sie würde es wohl nichts geben auf dieser Welt. Sie sind es, die alles Leben zerstören, das da war, damit neues ent-

stehen kann. Sie sind es auch, die alles zersetzen, bis in die kleinsten Teile, damit diese Teile dem neuen Leben wieder dienen. Erst durch sie kann alles seinen Lauf nehmen.

Wurzeln ziehen sich in die Höhe, durchdringen das Erdreich, verlassen die Dunkelheit, indem sie einen Spross bilden, welcher nun grünes Laub entwickeln lässt. In unzähligen Formen bedecken Kräuter und Gräser die Wiese. In einer Abfolge, die sich übers Jahr zieht, um ja nicht die Wärme, den Platz, den Regen auszulassen, hält jedes seinen Platz. Manche müssen sich erst einen neuen erobern, weil sie jedes Jahr aus Samen wachsen. Andere überdauern und lassen alles fallen bis auf die Wurzeln und den Spross.

Wärme und Licht, aber auch Wasser und Boden bestimmen, welche Pflanzen sich am Standort bilden können. An ihnen nagen und trinken Insekten und kleine

Säugetiere. Die Pflanzen stellen den Insekten ihre Teile zur Verfügung. Seien es die Blüten oder nektarhaltige Drüsen. Die Insekten verteidigen ihre Lebensmittel und schützen dadurch die Pflanzen. Jedes Kraut dient unzähligen Arten als Nahrung. Einige davon sorgen dafür, dass die Pflanzen bestäubt werden. Andere sorgen für die Verbreitung ihrer Samen.

Eine alte Wiese kann man hören. Es sind die Heuschrecken und Grillen, die ihre Beine aneinander reiben. Sie zeugen von Vielfalt oder öder Einheitswiese. Wenn eine Wiese ihr Gedächtnis verliert und zum Acker oder zum Rasen verkümmert, erlöschen auch die Stimmen, und die Bodenbibliothek schließt ihre Tore.

Leben mit Kräutern - Leben im Garten

■ „Wer einen Garten anlegt muss nicht erst sterben um in das Paradies zu gelangen“ – sagt uns ein chinesisches Sprichwort. Und da ist schon was dran. Ganz hoch offiziell gilt Garteln in verschiedensten Institutionen als Therapieform. Für mich verständlich. Denn ich liebe den Garten, mit seinen wunderschönen Kräutern und Blüten, lieblichen Düften, herzhaften Gewürzen und schmackhaftem Gemüse.

Und jetzt ist sie da, die Jahreszeit, in der uns die herrlichen Rosenblüten mit ihrem Duft verzaubern. Gibt's etwas Schöneres als sich in ihrem Blütenmeer zu sonnen? Mein Garten ist dicht bewachsen, ich mag das Gefühl, durch hohe Blütenstauden, Rosensträucher und Kräuterbeete zu schlendern. Eigentlich teilweise zu kriechen, denn die Rosen hab ich schon wieder nicht ordentlich geschnitten, die Zweige hängen mit ihren schweren Blüten nun viel zu tief (ohne Blüten ist man noch durchgekommen ...), und nun muss

ich mich immer bücken, wenn ich unzerkratzt den Weg passieren möchte.

Macht nichts. Pingelig perfekte Gärten sind langweilig.

Die Gemüsebeete mag ich am liebsten, wenn im Juni, vor der großen Juli- und Augusthitze, alles in saftigem Grün steht. Die Tomaten sind hoch, der Fenchel dick und fleischig, die Bohnschoten gerade richtig für die Ernte. Der Lauch wird angehäufelt, damit der Stiel schön weiß bleibt. Die Paprika bilden die ersten Früchte, die Chilis gedeihen auch wunderbar. Wenn da nicht die vielen Ringelblumen wären, die natürlich wieder übergroß gewachsen sind, und der meterhohe Gewürzfenchel, der überall im Gemüsebeet aufgeht, dann könnte ich sogar ungehindert zur Ernte schreiten. So ist das jedesmal ein Balanceakt. Schon ein bisschen ärgerlich. Dieses Durcheinand im Garten. Auch die Cosmea scheinen wieder recht hoch zu werden. Vielleicht sollte ich nächstes Jahr doch das Gemüsebeet ein bisschen freier jäten?

Spätestens in der Julihitze bin ich dann aber froh über dieses dichte Kuddelmuddel. Denn der Boden ist beschattet. Die Ringelblumen blühen herrlich, die Cosmea erinnern mich wieder an den Garten, in dem ich aufwuchs.

Zwischendurch kämpfen wir dann mit Schnecken, Wühlmäusen, Rehen, Hasen und Unkraut. Ja, Unkraut. Oft höre ich, es gäbe kein Unkraut. Es sind „Beikräuter“. Naja, einiges davon kann man essen, das stimmt. Manches Unkraut ist auch tatsächlich noch gesünder als das, was wir im Garten anbauen. Trotzdem: Wer Pflanzen kultiviert, stößt auf Unkraut. Wenn dieses nicht im Zaum gehalten wird, dann bräuchten wir den Garten nicht zu kultivieren. Und aufessen? Auch gesundes Unkraut kann man nur in bestimmten Mengen verzehren. Zwei Kilo Giersch pro Tag würden dann doch bei der Verdauung Probleme bereiten ...

Ach ja, die Therapiegärten: Das sind in der Tat durchaus tolle Projekte, die es da gibt. Für alte Menschen, für Menschen mit Beeinträchtigungen, für Menschen, deren Psyche gerade nicht so stark mitarbeitet, und auch in der Ergotherapie oder Rehabilitation nach Unfällen werden Therapiegärten genutzt. Der Garten gibt uns Ruhe. Grün. Grün strahlt Ruhe und Ausgeglichenheit aus. Wenn ich mich entspannen möchte, dann wünsche ich mir einen ungestörten Tag, an dem ich einfach kreuz und quer durch die Beete zupfen kann. Ohne Stress, dahinzupfen. Die Gedanken verlieren sich, der Kopf kann abschalten. Die Sonne scheint mir warm auf den Rücken. Das fühlt sich gut an. Vor allem im Frühling. Oder am Abend. Man hört den Kuckuck rufen oder die Grillen zirpen, die Bienen summen, und der Duft der Erde ist wohligh warm. Man könnte sagen, er „erdet“. Oft kommen an diesen Ta-





gen auch kreative Gedanken und können sich ungehindert entfalten ...

Aber wehe, wehe man verweilt zu lange in einer (naturgemäß gebückten) Position, man hebt zu schwere Töpfe oder man schleppt zu viele Steine: Dann ist es wieder mal Zeit für andere Therapien. Massage oder Physiotherapeuten kenne ich viele aus der Gegend ... Oft sind es auch die Knie der Gärtner, die vom vielen Auf und Nieder zerschunden sind, oder die Schultern schmerzen vom Heckenschneiden – bei mir ist es halt der Rücken. Zerkratzte Unterarme vom Rosenschneiden sind hier das kleinere Übel. Außer ein Rosenstachel entzündet sich unter der Haut. Was diese gern tun. Das sieht dann nicht nur schlimm aus sondern kann auch höllisch wehtun.

Gärtnern hat also auch seine Schattenseiten. Das Schöne überwiegt aber. Eindeutig! Und hier darf auf keinen Fall unerwähnt bleiben, dass ein selbst zubereitetes Menü aus eigenem Gemüse, eigenen Früchten, gewürzt mit eigenen Kräutern, ein gutes Gefühl macht. Es ist ein gutes Gefühl, selbst für die Familie sor-

gen zu können. Es ist ein gutes Gefühl, wertvolle Lebensmittel für die Familie erzeugen zu können. Es ist ein gutes Gefühl, die Vielfalt in der Natur und auf dem Teller zu erhalten. Es ist ein wunderbares Gefühl, durch eine kleine Landschaft zu gehen, die mithilfe von Blumen, Kräutern, Gemüse, Pflanzen aller Art gezeichnet und gemalt ist. Gärtner malen mit Pflanzen. Sie malen bunte, grüne, duftende Gemälde in die Landschaft. Und jeder hat seinen eigenen Stil in dieser Malerei. Ist es viel Arbeit? „Das ist aber schon viel Arbeit, gell?“, höre ich immer wieder. Ja, es ist viel Arbeit. Es ist befriedigende Arbeit.

Wir laufen künstlichen Betätigungsfeldern hinterher, weil wir durch die vielen Errungenschaften und Erleichterungen im Alltag teilweise wieder unterfordert sind. Werden wir wieder zu den nützlichen, befriedigenden, wertvollen Betätigungen zurückfinden?

Unser Lebensraum in der Südoststeiermark bietet uns im Vergleich zu manchen anderen österreichischen Regionen die

allerbesten Voraussetzungen zum Gärtnern. Wir sollten sie nutzen.

Ohne hier die landwirtschaftliche Arbeit übertrieben romantisieren zu wollen – unsere Vorfahren, die tatsächlich ausschließlich schwer geschuftet haben, hatten es doch viel schwerer als wir. Wir haben das Glück, es einfacher im Leben zu haben, verschiedensten Hobbies nachgehen zu können, und trotzdem haben wir die Möglichkeit, ehrliche, wertvolle Arbeit im Garten zu tun. Wir können es uns leisten, uns die angenehmeren Arbeiten herauszupicken. Wir sollten diese Möglichkeit nutzen.

LEBEN MIT KRÄUTERN

8330 Gossendorf 79

Kursangebot zur Verarbeitung von Kräutern in verschiedensten Bereichen im Kräutergarten und in der Kräuterwerkstatt

www.kraeuterhuegel.at

Die Blüte des Lebens

Begegnungen bereichern. Ganz im allgemeinen, speziell vielleicht, wenn die Kunst mit im Spiel ist. Anlässlich von Auftritten im Zentrum bestand Gelegenheit, mit zwei faszinierenden Persönlichkeiten der österreichischen Kulturszene zu sprechen. Mira Lu Kovacs (27) gastierte im Frühjahr beim Festival „A Hard Year´s Spring“, Erika Pluhar (77) wird am 1. August im Rahmen der Sommerspiele in Feldbach auftreten. Beide fanden beeindruckende Worte zu einer Frage, die nicht nur zum Thema dieses Magazins passt, sondern welche sich womöglich ein jeder einmal auf seinem Weg durch die Zeit stellt. Im besten und poetischen Sinn, freilich. Denn darauf kommt es wohl an, wenn man an die „Blüte des Lebens“ denkt.

In welchem Umfeld sind Sie aufgewachsen?

ERIKA PLUHAR: Ich bin 1939 geboren und in diesen großen Krieg hineingewachsen. Als ich mit drei, vier Jahren in der Lage war, die Welt wahrzunehmen, war das schon traumatisierend für ein ganzes Leben. Ich und meine Mutter wurden evakuiert, mein Vater war in Gefangenschaft. In der Nachkriegszeit haben wir in Floridsdorf gelebt, das war damals ein Arbeiterbezirk. Ich hatte musische Eltern, wir waren nicht begütert, aber ich bin sehr schön aufgewachsen, bin dann ins Gymnasium gegangen und habe maturiert, und wollte immer schon Schauspielerin werden. Ich habe schon in der Schule inszeniert, gesprochen und gespielt, und habe dann die Aufnahmeprüfung am Reinhardt-Seminar gemacht.

MIRA LU KOVACS: Geboren bin ich im Burgenland, aufgewachsen bin ich in ei-

nem wunderschönen Haus mit Garten in Niederösterreich, mit meinen beiden Geschwistern, Hund, Katze, all das war dabei. Es war auf jeden Fall ein privilegiertes Aufwachsen, mit einer Familie, die sich was gesichert hat. Die Familie war sehr wichtig. Es gab immer gutes Essen, meine Oma hat sich mit Kräutern sehr gut ausgemerkt, und ihren Garten gepflegt. Das war immer so ein Zentrum, wo man sich getroffen hat.

Wie sind Sie zur Kunst gekommen?

PLUHAR: Meine Mutter hat sehr gerne geschrieben, hat sehr gerne gemalt und auch Klavier gespielt. Ich war da künstlerisch beatmet. Nach dem Krieg und nach diesem Schrecken bin ich so gerne in die Schule gegangen. Dort war es friedlich und man durfte lernen. Kaum konnte ich schreiben, habe ich Geschichten geschrieben und habe illustriert. Im Gymnasium hatte ich auch immer wunderbare Profes-

soren und meine Direktorin hat mich sehr geschätzt. Als das Burgtheater mit einer Vorstellung in die Schule kam – das gab es damals – hat sie mich den Schauspielern vorgestellt. Ich wollte immer ein künstlerisches Leben führen, seit ich denken kann. Ich glaube, das ist einfach in einem. Diese Richtung war mir sehr viel wichtiger als in die Wirtschaft oder in die Wissenschaft zu gehen.

KOVACS: Ich stamme aus keinem musikalischen Haushalt, im machenden Sinn, trotzdem war dieser sehr künstlerisch. Meine Großeltern kamen aus der bildnerischen, grafischen Richtung. Ich war keine gute Schülerin, bis auf Sprache und Musik, und darauf habe ich mich sehr früh konzentriert. Zuerst war die Musik eine schwammige Sache, die sich mit meinem träumerischen Wesen gut vereinbaren ließ, ebenso die Fantasiegeschichten, die von Kindheit an so weitergetragen wurden. In der Unterstufe war ich in ei-



ERIKA PLUHAR

... ist durch ihr Schaffen als **Schauspielerin, Sängerin und Autorin** von Liedtexten und Büchern eine der großen Persönlichkeiten der österreichischen Kulturszene. In ihren Konzerten und Lesungen manifestiert sich diese Überschneidung ihrer Professionen sehr deutlich. Im September 2016 erscheint ihr neuer Roman „Gegenüber“.

MIRA LU KOVACS

... bildet als Sängerin und Gitarristin gemeinsam mit Christian Grobauer und Walter Singer die Band **Schmieds Puls**. Bislang veröffentlichten sie die Alben „Play Dead“ (2013) und „I care a little less about everything now“ (2015), und spielen Konzerte im In- und Ausland. Die Band gewann bei den Austrian Music-Awards 2016 den FM4 Award.

ner coolen Schule, wo Lehrer darauf sehr stark eingegangen sind. Einer von ihnen war eher so eine Art Gitarren-Onkel, und es war super, mit ihm das zu entdecken. Mit meiner Gitarre, die jahrelang nur so in einer Ecke gestanden ist, konnte ich mich stundenlang auseinandersetzen. Mit 12 Jahren begann ich, selber Lieder zu schreiben, wobei es mir um das Erzählen von Geschichten ging. Mittlerweile komme ich schon mehr ins Prosaische. Mit 13 gab es dann Bandprojekte und Ensembles. Ab 15 gab es dann keine Zeit mehr, wo ich mich nicht in ein Projekt total hineingestürzt hätte. Schmieds Puls ist allerdings das erste Projekt, wo ich alles schreibe, Texte und Musik, und das ich geradlinig verfolgen konnte. Dadurch, dass ich nie gemacht habe, was man mir gesagt hat, auch im Gitarreunterricht, sondern nur gespielt habe, was ich wollte, habe ich schnell das Kompositorische in mir entdeckt.

Was bedeutet für Sie Kunst?

PLUHAR: In der heutigen Zeit ist jeder ein Künstler und alles ist Kunst. Ich plädiere dafür zu sagen: Man führt ein künstlerisches Leben, oder man ist künstlerisch tätig. Ob das jetzt gleich Kunst ist? Diesen Anspruch stelle ich an mich nicht. Vor allem die Schauspielerei besteht zu so großen Teilen aus Können. Man muss sein Handwerk beherrschen. Und dann kann

sich an einem Abend etwas in die Kunst hineinbewegen, wenn es sehr gesegnet und begnadet wird. Aber das ist nur ab und zu. Für mich ist das Kunst, wovon ich berührt werde.

KOVACS: Vor 6 oder 7 Jahren habe ich begriffen, dass Kunst nichts ist, was man an einem Institut lernen kann. Entweder man beschäftigt sich damit und macht es, oder nicht. Obwohl: Ich tue mir mit dem Wort „Kunst“ schwer, oder damit, mich als „Künstlerin“ zu bezeichnen, auch wenn ich es der Begrifflichkeit nach bin. Ich habe einfach das Privileg, mich mit meinen Wegen und Wendungen auseinandersetzen zu dürfen, also mich mit mir selbst zu beschäftigen. Ich versuche, nicht die einfachsten Wege zu gehen, sondern die Facetten zu beleuchten und herauszuheben. Ich sage nicht einfach: „Aha, das ist so“, weil ich glaube, dass es viel mehr ist als nur „das“. Es ist vielschichtiger. Ich will einfach nicht dieselbe bleiben, ich will mich jeden Tag weiterentwickeln. Ich möchte mit jedem Lied und mit jedem Album etwas anderes entdecken, nicht nur in mir sondern auch um mich herum.

Was haben Sie bis jetzt in Ihrem Leben erreicht?

PLUHAR: Nichts besonders. Ich habe auch nichts dagegen, nur Einfaches zu er-

reichen, aber es muss etwas mit Menschsein zu tun haben, und muss Menschen anrühren können. L'art pour l'art, also Kunst um der Kunst willen, lehne ich vollkommen ab.

KOVACS: Was ist überhaupt Erfolg? Natürlich haben wir jetzt mit dem FM4 Award einen solchen feiern dürfen. Aber wir haben viele tolle Dinge erreicht. Ich durfte und darf mit meiner Musik in viele Länder reisen, Kasachstan, Schweden, im Herbst geht es nach Kanada und in die USA. Das sind für mich Erfolge, wenn ich das Gefühl habe, meine Arbeit, meine Musik, bringt mich durch die Welt. Das ist wunder-wunderschön. Ich will einfach nicht am selben Platz bleiben, auch wenn Wien meine Basis-Stadt ist. Erreichen tut man auch Stationen. Etwa, dass ich mich immer besser ausdrücken kann, und dass ich immer mehr eine gewisse Wahrheit finde.

Welche Inhalte möchten Sie transportieren?

PLUHAR: Ich habe das Wort „Mittellung“ sehr gerne: wenn man miteinander etwas teilt. Ich habe gerade jetzt im Alter – wo ich mir die absolute Furchtlosigkeit erarbeitet habe, wenn ich auf die Bühne gehe – festgestellt, dass ein unverfälschtes Darbieten dessen, woran ei-





nem selber liegt, die Menschen erreicht. Dass die Leute, solange ich meinen Auftritt habe, etwas davon haben. Für sich, und ihr Menschsein, und ihr eigenes Gedankengut und so weiter. Ich weiß, dass ich mit dem, was ich tue, nicht die Welt verändern kann. Aber man kann für 2 bis 3 Stunden ein Miteinander schaffen, in dem Energien fließen, die allen etwas geben. Ich mag es auch gar nicht, wenn künstlerische Darbietungen nur hinunterführen, in die Dunkelheit, ins Elend, in die Hoffnungslosigkeit. Dass es so ist im Leben, wissen wir. Also ich habe gerne, und das können sie großgeschrieben nutzen, das „Trotzdem“. Das ist mein Lebensmotto. Dass wir „trotzdem“ die Hoffnung nicht aufgeben, dass wir „trotzdem“ leben und immer wieder der Freude Raum geben. So schaut eigentlich mein Leben aus. Vor allem nach dem Tod meiner Tochter wäre ich ohne dieses „Trotzdem“ sicher nicht durchgekommen, künstlerisch oder einfach als Mensch.

KOVACS: Inhalte oder Ausdrucksgewohnheiten, das ist etwas, worauf ich mich nicht ausruhen möchte. Ich möchte immer irgendwie eine neue Sprache lernen, mich selbst herausfordern. Perspektivenwechsel ist mir sehr wichtig. Was sich ein bisschen durch meine Arbeit zieht, das ist die Wut, das sind Emotionen. Ich bin sehr oft sehr wütend! Das hat ähnliche Ursprünge, und das Warum versuche ich zu erörtern. Das ist gut, weil Wut ist nicht immer nur negativ, Wut ist auch stark, Wut ist eine Kraft.

Gibt es für Sie so etwas wie eine „Blüte des Lebens“?

PLUHAR: Ich bin jetzt 77 Jahre alt und im Rückblick denke ich mir oft: Erika, was da alles war! Ich habe so vieles auch schon vergessen, ich habe so viele Rollen gespielt, so viele Fernsehfilme und Filme gedreht, ich habe so viele Bücher veröffentlicht. Und so viele Auftritte mit Konzerten, mit Lesungen gehabt. Ich glaube, ich habe genug erreicht. Was ich jetzt im Alter gar nicht möchte, ist so jemand zu werden, der nicht loslassen, nicht aufhören kann. Wenn bei mir nicht mehr diese Energie

und diese Kraft da ist, bleibe ich zu Hause. Sehr schön wäre, wenn ich bis an das Ende meiner Tage schreiben könnte. Nicht zu verblöden. Und ich möchte nicht mehr „mithanteln“ in diesem Promi-Leben. Bei den allerletzten Auftritten, die ich hatte, waren wir immer ausverkauft. Da bin ich sehr dankbar, und sehr erfreut. Weil ich eben nicht mehr so ein Zeitgeist-Hype bin. Trotzdem fühle ich mich nicht klassisch Grand Dame-mäßig, sondern immer wieder ganz neu. Und Jugend ist sehr wichtig: Jugend ist keine Frage des Alters, sondern ein geistiges Prinzip. Und so gesehen fühle ich mich jung. Wenn das nicht mehr der Fall ist, werde ich mich zurückziehen. Es gab natürlich eine Zeit, in der Mitte des Lebens, da ist der Mensch, wenn es ihm gut geht, in der Fülle, da kann man wunderbar leben. Aber weder verteufle ich das Altern, noch habe ich es gerne, wenn man aus dem Alter ein Geheimnis macht. Das Altwerden hat schon seine schmerzlichen Abschiede, da hängt es davon ab, ob man körperlich und geistig wirklich anwesend sein kann. Und wenn das so ist, lernt man, oder lernte ich, etwas ganz Grundlegendes: dass es nicht mehr dieses Gefühl für die Zukunft gibt. Für mich zählt ganz stark die Gegenwart. Und nicht sagen, man möchte noch jung sein, und man möchte so sein wie früher, das geht alles nicht. Ich kann immer noch kreativ leben und ich bin gesund genug für mein Leben. Und sehe dem Alter ganz ruhig zu. Ich bin ein entschiedener Gegner der Versuche, sich mit Operationen zu verjüngen, diese Leute schauen meiner Meinung nach fürchterlich aus. Das merkt man, und das bringt nichts. Jugend muss in einem sein, äußerlich kann man sich keine aneignen.

KOVACS: „Blüte des Lebens“ klingt für mich, ehrlich gesagt, ein bisschen traurig, weil das ja bedeuten würde, dass es bald vorbei ist. Ich hoffe sehr, dass ich noch nicht die Blüte des Lebens erreicht habe, weil ich eigentlich nicht ankommen möchte. Ich will immer weiter laufen und schauen, ich möchte immer wieder große Berge erklimmen. Zufrieden irgendwo leben und alles zu haben, was man braucht? Da fehlt mir ein bisschen der Glaube daran. Ich will aber auch nicht nur zynisch durchs Leben

gehen, sondern daran arbeiten, glücklicher zu werden. Ich glaube schon, dass man sich entfaltet und dass man blühen kann. Das Wort „blühen“ finde ich natürlich sehr schön. Ich glaube auch nicht, dass in einem bestimmten Moment etwas blüht, und dann ist es vorbei. Ich glaube, dass das lange dauert. Eine Verblütheit gibt es erst ganz kurz vor dem Ende, und dann lebt die Erinnerung der Blüte weiter. Aber das weiß ich eigentlich nicht.

Welche Ziele liegen jetzt vor Ihnen?

PLUHAR: Die Gegenwart immer beim Schopf nehmen, wenn sie Schönheit birgt. Und wenn ich auf die Bühnen gehe, und wenn ich vor Menschen gehe, werde ich es tun, solange ich da wirklich spüre, dass ich nicht schwächle. Und das Schreiben. Das nächste Buch kommt im September heraus, es heißt „Gegenüber“. Sich von einem Buch zu verabschieden, an dem man zwei, drei Jahre gesessen ist, das ist immer relativ schmerzlich. Ich werde mit Sicherheit wieder eine schreibende Heimat suchen. Ich brauche neben meinem Laptop ein paar ausgedruckte Seiten, sonst lebe ich nicht gut.

KOVACS: Also, ich habe ur-viele Pläne, vor allem Reisepläne. Ich bin immer gerne lange wo anders, reiße mich aus meiner Comfort-Zone, gehe raus in die Welt, werfe mich ins kalte Wasser. Das wird immer meine Devise sein, weil ich die Erfahrung gemacht habe, das mich das aufweckt. Meine Sinne werden so stärker. Das ist mein Lebenskonzept: Viel, viel zu reisen, alles in Frage zu stellen, und auch Dinge einzufordern. Nicht klein beizugeben, wenn man an etwas wirklich glaubt. Das ist mir immer wichtiger geworden, weil ich das manchmal auf Kosten von Dingen mache, die mir unsagbar wichtig sind. Verreisen muss ich unbedingt, da ergeben sich neue Ideen für meinen Kopf, und ich schreibe dann anders. Meine Sprache entwickelt sich so besser. Ich habe das Gefühl, ich bin noch lange nicht in der „Blüte des Lebens“. Ich glaube, das kommt noch. Ich arbeite darauf hin.



Smartflower POP - das weltweit erste All-in-one- Solarsystem

VON FLORIAN LUGITSCH
www.e-lugitsch.at

„Neue Photovoltaikblumen verschönern die Gegend: Die Anlage (Nennleistung nur 2,3 kW, Eigennutzungsgrad um 60 %) liefert dank ihrer außergewöhnlichen Konstruktion und der perfekt aufeinander abgestimmten Komponenten im Schnitt ca. 4.000 kWh pro Jahr – und deckt damit den kompletten durchschnittlichen Strombedarf eines Haushalts im mitteleuropäischen Raum.“





Blütenhonig

EINE KRIMINALGESCHICHTE VON ERICH JANOSCHEK

■ Als ich das erste Mal von ihm hörte, war ich skeptisch, was den Wahrheitsgehalt betrifft. Wie sollte denn das funktionieren? Dass es jemanden gibt, der es aus dem Nichts zum Multimillionär gebracht hat, ist weit außerhalb meines Begriffsvermögens. Also beschloss ich, es einfach nicht zu glauben. Ohne etwas zu gewinnen, oder zu erben, ist so etwas einfach unmöglich. Sollte es tatsächlich stimmen, wäre es aber mehr als beachtlich.

Ich selbst war ja mit meinen 35 Jahren auch nicht gerade unvermögend, was ich jedoch meiner Großmutter und meiner Scheidung zu verdanken hatte. Vor allem letztere hatte mir einen beträchtlichen Abfindungsbetrag beschert und eine monatliche Alimentationszahlung sorgte für meine finanzielle Unabhängigkeit. Mein Ex wollte mich ja unbedingt heiraten, obwohl ich ihm ehrlich gesagt habe, dass ich ihm nur seines Vermögens und seiner Bekanntheit wegen das Jawort gebe, ihn auch gut leiden, aber eben nicht lieben kann. Ich gebe unverhohlen zu, dass ich

ein klein wenig geldgeil bin. Nach drei Jahren sah mein Ex dann ein, dass wir ja doch nicht zueinander passten.

Es vergingen einige Tage, da hörte ich von ganz anderer Seite eine ähnliche Geschichte wie die mir bereits bekannte, über diesen Multimillionär. Sie war sogar noch etwas ausführlicher und informativer. So sollte er an drei der größten Firmen des Landes beteiligt sein und darüber hinaus ein Internetunternehmen mitfinanziert haben. Er sollte stets eine große Menge Bargeld mit sich führen. Noch unglaublicher. Und geschieden sollte er ebenfalls sein!

Dann sah ich ihn zum ersten Mal. Er, ein Mann, so um die 60, etwa 190 cm groß, Dreitagebart, war ebenso wie ich zu einer Vernissage eingeladen worden. Ich hörte, wie ein neben mir stehendes Paar ganz aufgeregt davon sprach, dass der, der da gerade zur Tür hereinkommt, dieser berühmte Millionär wäre. Fescher Kerl, dachte ich für mich. Ich senkte meinen Blick und tat so, als würde ich etwas in meiner

Handtasche suchen. „Es schaut doch wohl sehr blöd aus, wenn ich ihn anstarre.“

Ich drehte mich in die andere Richtung und betrachtete eines der ausgestellten Bilder. Bestrebt, keinesfalls in seine Richtung zu blicken.

Ich war fast erschrocken, als er plötzlich unmittelbar neben mir stand.

„Ein hässliches Bild, das Sie da betrachten“, sagte er, ohne mich anzusehen.

Erst jetzt schaute ich das erwähnte Bild richtig an. Er hatte recht, mir gefiel es auch nicht. Eine sehr abstrakt dargestellte Blumenwiese, ein Blütenmeer in unmöglichen Farben.

„Ja, das kann man so sagen“, antwortete ich und merkte, wie ich leicht errötete.

„Messinger“, stellte er sich knapp vor.

„Auer“, hauchte ich zurück.

„Sind Sie nicht die Gattin des Industriellen Auer?“ fuhr er fort.

„Das war ich“, antwortete ich, „wir sind geschieden.“

Er übergang die mir unangenehme Situation, als würde er das spüren: „Ich hole mir

etwas zu trinken, darf ich Ihnen etwas mitbringen, vielleicht ein Glas Rotwein?“ „Ja, gerne, wenn Sie so nett sind ...!“ Während ich das sagte, merkte ich, dass mir dieser Mann mehr als nur gefiel. Ich erschrak bei diesem Gedanken.

Als er zurückkam, hielt er in jeder Hand ein Glas. „Hier ist Ihr Rotwein, ich selber trinke lieber weißen. Interessant, dass man Weißwein sagt, wo er doch gar nicht weiß ist ..., na egal, zuprosten können wir uns ja trotzdem.“

Wir stießen an und nippten an unseren Gläsern. Als wir gleichzeitig „Schmeckt gut“ sagten, mussten wir schmunzeln. Ich wollte keinesfalls zugeben, dass ich so einiges von ihm wusste, und fragte ihn deshalb: „Was machen Sie beruflich?“

Er antwortete: „Ich bin seit kurzem Pensionist, davor war ich im IT-Bereich tätig.“

Aha, dachte ich, er will nichts von sich preisgeben. Dann werde ich weitere Fragen eben unterlassen. Er soll ruhig denken, dass ich ihn gar nicht kenne.

Im Weiteren entwickelte sich ein sehr breitgestreutes Gespräch über alles Mögliche und Unmögliche, über Sinnvolles und wohl ebenso über Sinnloses. Er gefiel mir immer besser, je länger wir sprachen. Mir gefiel seine humorvolle Art, gleichermaßen wie ich seine Eloquenz bewunderte. Ein Mann wie er war mir bisher noch nie begegnet. Ohne, dass er diesbezüglich auch nur irgendetwas getan hätte, fühlte ich mich zu ihm hingezogen. Letztlich verabredeten wir uns für den nächsten Tag und gaben uns zum Abschied die Hand. Am Nachhauseweg kamen mir alle möglichen Gedanken, gepaart mit teilweise wirren Fantasien. So ähnlich war es mir im zarten Alter von 16 Jahren gegangen, unmittelbar nach meinem ersten Kuss. Ich freute mich jedenfalls schon auf das morgige Treffen.

Am nächsten Vormittag trafen wir uns in einem kleinen Kaffeehaus. Wir begrüßten uns kurz und er schlug vor, einen Ausflug auf die Riegersburg zu machen.

„Ich muss mich allerdings bei Ihnen entschuldigen, und Sie um einen kleinen Umweg bitten, aber ein Freund hat mich völlig überraschend ersucht, ein Geschäft für ihn abzuwickeln, da er nach einer

Operation im Spital liegt und derzeit dazu selbst nicht in der Lage ist. Es geht um eine kurzfristige Investition, für die er mir in diesem Koffer hier 250.000,- Euro, zugleich sein gesamtes Vermögen, anvertraut hat. Diese Investition bringt einen Gewinn von etwa 20 Prozent innerhalb von 4 Stunden. Der Auszahlungsbetrag danach wird bei etwa 300.000,- Euro liegen. Dieses Geschäft ist terminlich fixiert und kann nicht verschoben werden. Das Beste daran ist, dass keinerlei Risiko besteht, und beim Scheitern des Deals das investierte Kapital zur Gänze rückerstattet wird. Dass er sich dieses Geschäft nicht entgehen lassen möchte, ist also mehr als verständlich.“

Während er sprach, öffnete er den erwähnten Koffer und ließ mich den Anblick von 500 wunderschön geschichteten 500 Euro-Banknoten genießen.

Sofort waren meine Gedanken nur noch geldorientiert. Wie kann er nur einem so geldgeilen Wesen wie mir so etwas zumuten ...!

„Gibt es die Möglichkeit, ebenfalls einen größeren Betrag zu investieren?“, fragte ich ihn ganz direkt.

„Das müsste ich abklären, aber grundsätzlich spricht sicher nichts dagegen. Haben Sie denn so viel in bar frei verfügbar? Solche Geschäfte sind nur in bar abwickelbar!“

„Ja“, antwortete ich, „ich könnte 100.000,- Euro in bar investieren. Das wären 20.000,- Euro Gewinn.“

„Gut, ich telefoniere diesbezüglich, während Sie das Geld holen. Danach treffen wir uns wieder hier im Lokal.“

Unverzüglich begab ich mich auf den Weg in mein Geldinstitut, wo ich den Abfindungsbetrag nach meiner Scheidung in einem Schließfach aufbewahrte. Es waren exakt 100.000,- Euro. Dass es in Wirklichkeit gar keine Abfertigungszahlung gegeben hatte, sondern es ein von meinem Ex-Mann an der Steuer vorbeigeschwindeltes Kapital war, das ich ihm aus seinem Safe entwendet hatte, wusste niemand. Und da er ob seiner rechtswidrigen Handlung ja wohl kaum Anzeige erstatten konnte, ließ mein Ex es nach einem kurzen Disput einfach auf sich beruhen.

Eine Stunde war vergangen, als ich ins Kaffeehaus zurückkam. Ich übergab ihm das Geld, welches er zuerst zählte und dann auf die im Koffer befindlichen Geldscheine schlichtete.

„So“, sagte er, „jetzt gehen wir es an. Wir fahren nur kurz bei meiner Bank vorbei und danach machen wir uns einen schönen Tag auf der Riegersburg. Ab 14 Uhr steht uns das Kapital zur Verfügung.“

So schön die Riegersburg selbst und der Blick auf die umliegende Landschaft auch war, meine Gedanken kreisten nur um das schnelle Geld, und so sehr ich mich auch bemühte, an anderes zu denken, war da schon wieder das Geld. Ich war richtig froh, als es hieß, zurückzufahren.

Bei seiner Bank hielt er an und bat mich, kurz zu warten. Es dauerte tatsächlich nur wenige Minuten, bis er mit dem Koffer zurückkam. Er zählte mir 240 Stück 500 Euroscheine herunter und steckte sie in ein großes Kuvert.

„Hier bitte, Ihre 120.000,-, gratuliere“, sagte er nur und lächelte mich an. Zurücklächeln und danke sagen, mehr fiel mir nicht ein. So also werden Reiche reicher. Er musste dann gleich zu seinem Freund ins Spital und so war die Verabschiedung sehr kurz.

Ich habe diesen Mann nie mehr gesehen. Meine Erkundigungen über den Millionär Messinger verliefen im Sande. Es gab ihn einfach nicht. Doch erst, als ich bei meiner Bank einen der 500er-Scheine wechseln wollte, war mir klar, dass ich über den Tisch gezogen wurde. Das gesamte Geld bestand ausschließlich aus Blüten. Alles nur Falschgeld. Mein gesamtes Geld war weg. Mein Ex-Mann, dem ich von dem Erlebten am Telefon berichtete, lachte nur und sagte: „Ja, ja, das größte Hindernis zum Glück ist die Gier!“ Danach legte er einfach auf.

Als ich dann in einem Kaffeehaus frühstücken wollte, fragte der Kellner: „Möchten Sie zum Gebäck Marillenmarmelade oder Blütenhonig?“

Ich konnte trotz meines Ärgers nicht anders, als bei meiner Antwort hell auf zu lachen: „Blütenhonig passt perfekt!“



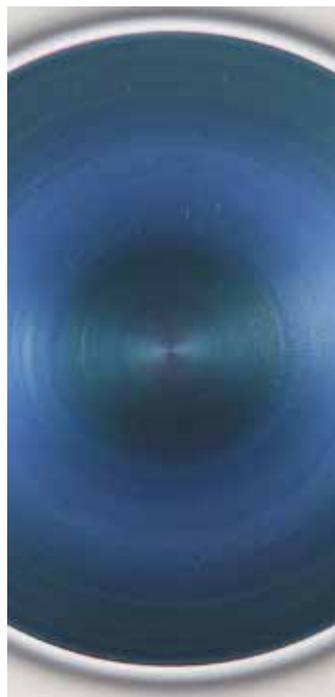
Zentralformen

ZF Golden Green 1-3 2007



ROBERT SCHABERL
... geboren 1961 in Feldbach, 1979-85 Studium der
Kunstpädagogik, Klasse Malerei an der Hochschule
Mozarteum; lebt und arbeitet in Wien
Ausstellung „Zentralformen“ anlässlich der
Feldbacher Sommerspiele 2016 in der Kunsthalle
Feldbach (Vernissage 29. Juni, 19 Uhr,
Dauer bis 14. August;
geöffnet Di. bis So. 11-17 Uhr)

„Ich verwende zum Farbauftrag ganz herkömmliche Werkzeuge wie Pinsel und Spachtel. Die Leinwand liegt auf einer drehbaren Plattform, die auf dem Boden steht. Ich male von einem Arbeitstisch aus, der sich über dem Bild befindet. Durch das Drehen des Bildes bildet sich ein Kreis, wenn ich den Pinsel ansetze. Ein Bild ist fertig, wenn die Summe aller Bestandteile stimmig ist, wenn nichts mehr hinzuzufügen noch wegzunehmen ist, wenn der Klang als Ganzes da ist und das Bild in seiner Farbigkeit atmet.“





Gräser und Blumen im Wind...

■ Es war einmal, so fangen alle Märchen an, und es war einmal, damals in den frühen 1960er-Jahren. Ich war noch ein junger Bursch und beinahe zu jedem Blödsinn bereit. Unser aller Spielplatz war rund um das alte, damals noch alte Krankenhaus, den sogenannten Angleitner und den wunderschönen Kalvarienberg. Da gab es vieles zu erleben, oder eben so manches, das wir, die Mädels und Buben der Siedlung, angestellt haben. Wir Burschen hatten noch alle eine Lederhose ... und diese war zu Anfang für alle eine Last, da sie echt hart war, aber durch den täglichen Gebrauch sehr nützlich wurde. Nicht umzu-

bringen war das lederne Ding, und abends stand sie von selber, der Dreck wurde einfach ausgeklopft. Übrigens, meine Lederne bekam ich von meinem Nachbarjungen „Walter“, meinem besten Freund. Das Problem an der Lederne war besagter Walter, denn er war um zwei Köpfe größer als ich. Für ihn war die Lederne eine kurze Hose, hingegen für mich ging die Hose fast bis zum Boden. Das Gewand wurde ja immer weitergegeben an die Geschwister, und auch getauscht, das war auch bei den Mädchen so, damals ganz normal. Heute ist das wohl undenkbar. Spielen, suchen, erleben, und das ging den ganzen Tag über

so, mit den Buben und Mädels aus der Siedlung, bis in die späten Abendstunden. Handy gab es ja noch keines, erst einige Familien hatten ein Telefon. Dafür durften wir noch schmutzig werden, und das war meist nicht wenig. Aber es war schön!

Einmal, an einem herrlichen Sommertag, überkam mich eine Müdigkeit, ich strolchte durch die große Wiese am „Angleitnerberg“, das Gras war beinahe einen Meter hoch und duftete herrlich. Übersät mit Gräsern und Blumen, ein Paradies, durch das ich streifen konnte. Inmitten setzte ich mich, herrlich der

blaue Himmel und das Blumenmeer. Ich merkte nicht, dass ich irgendwann in diesem Meer einnickte, sichtlich berauscht von dem tollen Duft der Gräser, wurde ich erst Stunden später wach. Ein Sauerampfer bewegte mich, ihn zu kosten, auch das konnte man damals ohne Bedenken tun. Die Wiese war frisch grün, Margeriten, Glockenblumen, Buchsbart, Knopf- und zarte Fleischblumen, Hahnenfuß, aber auch die Muttergottesträne waren zu finden. Kein Traum, unser Spielplatz war die wunderschöne Natur, und was noch anders war damals, niemand schimpfte uns, wenn wir unsere Spuren zogen, durch Feld, Wald und Flur.

In der Nähe des alten Krankenhauses war auch ein kleiner Fischteich, dieser gehörte damals zum Gasthof „Hödl“. Das Besondere am Teich waren nicht nur die unzähligen Bisamratten, die sich sichtlich wohl fühlten, sondern eine Quelle, die weiter oben am hinteren Teil des Kalvarienberges entsprang. Wunderbares Quellwasser, glasklar und kalt, alle Nachbarn holten mit Eimern das Wasser

und trugen es nach Hause. Nichts Unge-
wöhnliches, denn erst die neuen Häuser
hatten eine Wasserleitung, welche noch
jeder selber unter Schwerarbeit graben
musste. Sicher war: Damals halfen sich
die Nachbarn noch wirklich, jeder jedem.
Oft stundenlang saßen wir Kinder um den
kleinen Teich. Langeweile, wenn wir sie
überhaupt einmal hatten, überbrückten
wir mit Raufen, ein tägliches Kräftere-
sen gehörte dazu wie die Lederne. Es ging
dabei auch oft hart ab, nur danach ging
es gemeinsam weiter. Hatte einer was ab-
bekommen - erzählen konnten wir es zu
Hause nicht, oder gar jammern, da hätte
es erst Prügel vom Vater gegeben. Ein Ha-
selstock oder eine Weidenrute lag immer
bereit auf der Kredenz, nicht nur bei uns
zu Hause, alle hatten damals so Ruten pa-
rat, sonst gab es den Hosengurt. War ganz
normal damals, und niemand kam auf
die Idee, dazu
was zu sagen.

Wenn sich die
Mutter kränkte,
brachten wir ihr

einen Wiesenblumenstrauß, dann gab es
Tränen und alles war vergeben. Ein bun-
ter Wiesenstrauß ist noch heute für mich
das Schönste, etwas Besonderes, und noch
selber gepflückt, mit Zeit, mit Liebe. Heu-
te sind Wiesenblumen rar geworden, wer-
den auch nur wenig beachtet. Aber bitte
denkt daran: Noch sind auf unseren Wie-
sen viele Tiere, und unsere Heimat ist ein
Paradies, das nicht leichtsinnig zerstört
werden darf.

Es gäbe noch vieles zu erzählen aus lang
vergangener Zeit, viele Geschichten um
das alte Krankenhaus, den Kalvarien- und
Angleitnerberg, die sich zugetragen ha-
ben und uns an eine schöne Kinderzeit
erinnern. Zwei kleine Gedichte aus eigener
Feder mögen Sie vielleicht an die eigene
Kinderzeit erinnern.



Ruggerl-Bliah - Gänseblümchenblüte

Von Helmuth Kotzbek

Du guckst hervor in aller Fülle,
auf Wiesen, Waldesrand und des Weges Rain.
Steckst s'Köpfchen hoch in Sonn' und Wind,
bist so lieblich zart zu schau'n in Weiß und Rot,
bist wohl meist auf Wiesen übersät zu finden,
stehst nie alleine da,
ein lieb' Schwesterherz und Brüderlein
wird stets dem andern nahe sein.
Alle Kinder freuen sich zu schauen
in eine Wiese voll mit zarter „Ruggerl-Bliah“.
Manch eines brechen sie und bringen's hin
dem allerliebsten Mütterlein.
Die bindet aus dem zarten Blumengruß
dem Kinde einen wunderschönen Frühlingskranz.

Löwenzahnbliah

Von Helmuth Kotzbek

Nou kannst druntn bei da großen Wiesen
an Reahrlosol stechn,
die Blattln stecken tief in d'Erden drin.
Sou a Reahrlosol mit neiche Erdäpfel,
drauf a guats Kernöl,
schmeckt net nur guat,
es is a wos G'sunds.
Es dauert hiatz niamma lang,
dann bliiht die Wiesn,
is übasaat mit goldgölbe Löwenzahnbliah.
Die Kinder mochen aus die Bliah an Honig,
g'spürst die Kroft von der Natur.
Dia Bliah holtens Köpferl hoch in d'Sunn,
es is a wohre Freud zu schau'n,
dos Löwenzahnfeld,
die Sunn strohlt mit Bliah um die Wett'.
Madln und Buam binden si heut nou gern
mit Löwenzahnbliah a Kranzl ins Hoor
oder si trogens goar ols Ketten um an Hols.
Mei Voter, der guate,
tuat mit'n Stengl Trompetn blosn,
spült Liadl oda read ols wia a kloans Kind...
Jo, wenn da Löwenzahn bliiht,
dann strohlt die oane Sunn vom Himmel,
ober tausende kloane strohln z'ruck.

Schwammerl-(ent)-Zug für Glückspilze

Es war einmal ein Bummelzug, der jeden Gast mit Liebe trug.
Wo er fährt wird nicht verraten, nur so viel:
Du kannst am Bahnhof auf ihn warten.
Im Fall der Fälle hält er auch an der Haltestelle.
Er bringt dich aus der Stadt von Ort zu Ort,
oder von dort wieder fort.
Zu diesem Zwecke kennst du jetzt die Strecke.
Und weißt du es immer noch nicht genau,
nimm den Fahrplan und schau!

„Es ist ein Liegezug“, meint mancher gewitzt,
weil oft niemand darin sitzt.
Doch das kümmert uns mitnichten,
erst in Ruhe schreibt das Leben die schönsten Geschichten.
Wie diese hier: Es braucht nicht viel, ein Zug,
ein Lokführer, zwei Gäste, ein Ziel.
Und du wirst sehen: Dieser Zug kann weit mehr
als nur Regionalverkehr.

Unser Chauffeur: ein Charmeur.
Aufmerksam, heiter, freundlich, naturkundiger Reiseleiter.
Heute besonders konzentriert bei der Sache,
denn seit Wochen hält er Wache
und beobachtet mit Argusaugen,
ob die Schwammerln an der Strecke was taugen.
Es ist für ihn ein einziger Frust,
schon so lange hat er auf die Pilze Lust.
Doch was hilft sie schon, die kurze Parasol-Saison?
Er verzehrt sich jeden Tag,
weil er nichts so sehr wie Schwammerln mag.

Das gierige Warten hat ein Ende,
er reibt sich freudig seine Hände.
Denn heute ist es wohl soweit,
da stehen sie – perfekt für die Ernte bereit!
Und genau heute, den ganzen Tag,
keine passagierlosen Runden,
bis morgen hat die vielleicht
ein anderer Glückspilz gefunden.

Bei aller Nächstenliebe,
Gelegenheit macht schließlich Diebe.
Beherzt zieht er nun die Bremse,
springt auf wie eine junge Gämse.
Zack, zack, zückt den Plastiksack.
„Werte Gäste, es ist das beste,
Sie bleiben am Sitz, kein Witz.
Die Beschleunigung zeigt Schwächen,
ich fürchte ein technisches Gebrechen!“

Während er bereits von dannen hetzt,
schauen die beiden Damen entsetzt.
Er sendet ein kleines Stoßgebet nach oben,
ehrfürchtig wird der Waldesschatz gehoben.
Schon ist er zurück im Zug, Gott verzeih ihm den kleinen
Betrug. Der Motor geht anscheinend doch nicht ein,
die Passagierinnen können glücklich sein.

Doch sie währt nur kurz die Freud',
denn plötzlich stehen sie erneut!
Kopfschüttelnd ist der Lokführer der Meinung,
er sei doch zu nüchtern für so eine Erscheinung.
Es ist der letzte Moment, als er im Rückspiegel erkennt:
Es winkt ihm aus dem Waldesrand – eine Hand!
Steigen Dämpfe von den Pilzen auf,
nimmt Gottes Strafe seinen Lauf?



Nein, denn zu aller Schrecke
fällt nun auch der Mann zur Hand aus der Hecke.
Blutverschmiert, der Blick ganz wild,
meine Güte, wahrlich kein schönes Bild.
Da liegt auch ein zerbeultes Rad,
es fehlten wohl Stützräder auf dieser Fahrt.

Der Lokführer kommt bereits angerannt,
als Amor Pfeil und Bogen spannt.
Denn der arme Junge ganz zerschunden,
vergisst sofort all seine Wunden,
als das hübsche Mädchen mit einem Satz,
aufspringt von ihrem Fensterplatz.
Erste Hilfe ist ihr Spezialgebiet,
auch wenn sie gerade nur seine schönen Augen sieht.

Lebten sie nun glücklich bis zum Ende?
Der Liebesgott reibt sich die Hände.
Und während im Waggon die Herzen summen,
kann der Lokführer nur brummen:
„Ein Tag mit ergaunertem Parasol,
tut wohl keiner Seele wohl“.

Doch er vergisst, dass man manchmal eine
kleine Figur am großen Spielbrett ist.
Irgendjemand, ganz geschickt, überlegt genau,
wohin er welchen Menschen und welche Pflanze schickt.

Am Schachbrett des Lebens stimmt also jeder „Zug“
auf die Sekunde genau,
die beiden sind nun Mann und Frau.
Lang haben sie die Zweisamkeit nicht genossen,
Kinder kamen wie Pilze aus dem Boden geschossen.

Gibt es noch mehr zu sagen?
Ja, die Schwammerln wurden nach Hause getragen,
der Lokführer aß sie mit Genuß
und zum Schluß:
Ist die Geschichte wahr?
Ja!
Jedes Wort ist ohne Trug,
schließlich war ich der zweite Gast im Zug!

*Die Personen und Handlungen der Geschichte sind wahr oder
vielleicht frei erfunden. Etwaige Ähnlichkeiten mit tatsächlichen
Begebenheiten, Personen, Bummelzügen oder Pilzen wären
eventuell rein zufällig oder auch nicht.*



Unter meiner Haut

DIESER TEXT ENTSTAND BEI EINEM „POETRY
SLAM-WORKSHOP“ IM BSZ FELDBACH.

Der Autor/die Autorin ist aktuell (noch) unbekannt.
Die Redaktion ersucht, falls gewünscht, um Kontaktaufnahme.

*Frei sein wie ein Vogel. Vogelfrei durch den Rausch von Drogen.
Drogenrausch, Mittagsschmaus, aus die Maus. Ja ich hau's raus
- das Leben ist schön. La vie est belle, das ist mein Appell. Sind
wir nicht die Jugend, ohne Tugend? Wir haben's in der Hand.
Machen wir draus ein schöneres, besseres, geileres Land.
Gebt euch einen Ruck, postet's auf Facebook.*

*Wir lieben das Leben, das Leben liebt uns. Lasst uns feiern bis
tief in die Nacht, bis die Sonne wieder lacht. Da lacht ein süßer
Boy, yeah, ahoi! Schnell mit ihm auf einen Shot, oh mein Gott,
er ist so hot. Nehm ihn mit nach Haus und find heraus, doch
nur ein Trottel, aber what ever? Weiter geht die Feier, eh immer
wieder die gleiche Leier.*

*Doch dann endlich ist er da, mein Superstar. Mein einer unter
hundert Millionen, ihn kann man nicht klonen. Das ist kein
Scherz, ich trag ihn tief in meinem Herz. Mein Baby, dich lass
ich nicht mehr gehen. Wir sind für einander geschaffen, das
seh ich in deinem Lachen. Gemeinsam auf Wolke 7 wollten wir
fliegen. Gereicht hat's nur für Wolke 4 - oh my dear.*

*Ich trag mein Herz vor dir her, es fällt mir schwer. Aber dir ist
es egal, du realisierst es nicht mal. Was ist passiert? Wie haben
wir uns in diese Situation verirrt? Wir waren doch füreinander
geschaffen, ich sah's doch an deinem Lachen. Kannst du's
nicht verstehn, nur mit uns beiden kann das Leben gutgehen.*

*Unsere Köpfe sind leer, unsere Gesichtsausdrücke noch mehr.
Vom Liebeskummer und vom Scheiß-Leben allgemein sind wir
gekränkt. Darum greifen wir zu Drogen, das ist nicht gelogen, so
ist das Leben, c'est la vie. Trotzdem vergess ich dich nie, mein
einer unter hundert Millionen, dich kann man nicht klonen.*

*Ich trag dich unter meiner Haut. Ich behalt dich unter meiner
Haut, ganz egal, was jetzt noch kommt. Ich sag's dir prompt,
das Leben ist schön. La vie est belle, das ist mein Appell.
Entscheide dich schnell, gleich wird's hell. Leben oder nicht
leben, du hast's in der Hand.*

*Steh auf, geh raus, mach's Beste draus. And: „Hey Kid, never
give up your dream!“*

poetry
noems: Wordswe

Von Joyce'scher Art und Kunst einige fliegende Blätter (J. G. Herder)

ANMERKUNGEN ZUM „ULYSSES“ VON JAMES JOYCE

■ „Les feuilles tombent ...“ – „Quand vient l'automne toutes les feuilles tombent“ („Sobald es Herbst wird, fallen alle Blätter“). Ich weiß nicht, warum mir gerade diese Zeilen eines französischen Kinderliedes, dieser Titel eines Films bzw. eines bekannten Jazz-Standards („Autumn leaves“), einfallen. Es ist nicht Herbst, die Blätter beginnen gerade erst zu sprießen, und doch ...

Vielleicht sind es die Zeilen, die ich gerade in diesem Augenblick höre:

1. April 2016, Dorfhaus Schützing: Der steirische Autor Thomas Glavinic liest gerade aus seinem neuen Roman „Der Jonas-Komplex“ und breitet ganz nach seinem Weltverständnis drei verschiedene Welt- und Seelenorte aus: das „Ich“, das „Kindheits-Ich“ und das „Fern-Ich“ (in der Figur des Jonas). Glavinic liest gut, er ist heute bestens drauf, doch plötzlich, mitten in der dritten Episode, aus dem Jonas-Teil, die er gerade liest, werde ich hellwach, Bilder tauchen auf, vermischen sich mit Bildern aus anderen Büchern und Geschichten:

Jonas wird auf einer ihm unbekanntem Insel allein ausgesetzt, er strandet „nackt und bloß“, er flieht vor der Hitze des Tages ins Unterholz, vor der Kälte der Nacht schützen ihn Blätter, er bedeckt sich mit Laub und verhüllt seine Blöße.

Dieses Bild löst eine Flut weiterer Bilder aus: „Robinson Crusoe“ fällt mir ein, die „Odyssee“ von Homer. Unwillkürlich sehe ich Odysseus im Lande des Phäakenkönigs Alkinoos „scheitern“ (im Wortsinn),

allein, zerschunden, zerschlagen landet er am Ufer einer ihm unbekanntem Insel, nackt und bloß rettet er sich ins Unterholz, vor der Kälte der Nacht schützen ihn Blätter, er bedeckt sich mit Laub. Am nächsten Morgen kommt die Königstochter Nausikaa mit ihren Dienerinnen just zu diesem Strandabschnitt zum Ballspiel. Odysseus erscheint – nur spärlich verhüllt durch Blätter – aus dem Gebüsch, die Mädchen laufen schreiend vor dem nackten Fremden davon, nur Nausikaa bleibt, hört sich Odysseus' Geschichte an und bringt ihn in die Stadt zum Palast ihres Vaters. Nach 10 Jahren im Krieg, nach nahezu weiteren 10 Jahren der „Odyssee“, des Herumirrens auf den Meeren und Inseln (und bei Frauen) ist der Held, auf der „Heimfahrt“ und der Suche nach Frau und Kind, auf einer seiner letzte Stationen gestrandet.

Dieses Bild ist wichtig, es ist wie ein Kalenderblatt, das mich zum Weiterblättern in meinem „Kalender“ zwingt: Ich sehe die Stadt Dublin, Irland, es ist der 16. Juni 1904. Ein anderer „Irrender“, Suchender, befindet sich auf „eines langen Tages Reise in die Nacht“ (Eugene O'Neill). Es ist Leopold Bloom, jener österreichisch-ungarisch-stämmige Zeitungsanzeiger-„Akquisiteur“, der einen ganzen Tag lang von seiner Frau Marion („Molly“) weg und eine ganze Nacht lang zu seiner Frau hin unterwegs ist, dabei ganz Dublin durchstreift, Abenteuer erlebt, Pflichtbesuche erledigt und dem Sinn seines Lebens nachforscht. Seine Frau, mit der

er schon seit über 10 Jahren nicht mehr geschlafen hat (da gab es ein traumatisierendes Erlebnis mit dem Tod von Vater und Sohn), ist ihm „entfremdet“ und untreu (anders als dies bei Odysseus' Frau Penelope in der Antike war), trotzdem führt sein „Irrweg“ zurück zu ihr – und zu seinem „Sohn“ Stephen, von dem er vorher ebenso wenig weiß wie Odysseus von seinem Sohn Telemach. Und Molly wird sich in einem fulminanten siebzigseitigen inneren Monolog dafür entscheiden, dass „Poldy“ doch ihr Partner ist: „... und ich hab gedacht na schön er so gut wie jeder andere und hab ihn mit den Augen gebeten er soll doch nochmal fragen ja und dann hat er mich gefragt ob ich will ja sag ja meine Bergblume und ich hab ihm zuerst die Arme um den Hals gelegt und ihn zu mir niedergezogen daß er meine Brüste fühlen konnte wie-sie dufteten ja und das Herz ging ihm wie verrückt und ich hab ja gesagt ja ich will Ja.“

Ein neues Blatt, ein weiteres Bild, das auftaucht und wieder zu Ulysses zurückführt: Dublin, Ostern 1916 – vor 100 Jahren wagten irische Nationalisten den Osteraufstand gegen die Engländer. Joyce nimmt in seinem „Ulysses“ auch auf politische Ereignisse Bezug. In den ersten drei Kapiteln (Telemach, Nestor, Proteus) gibt es Erörterungen zur Lage Irlands, an einem kurzfristigen Mitbewohner mit dem Namen Haines (vom französischen Wort „haine“ für Hass) wird die überhebliche Arroganz der englischen „Kolonialherren“

über Irland demonstriert, in weiteren Kapiteln bezieht Joyce auch Stellung zu Österreich – Ungarn und zur Lage der Italiener im „Gefängnis der Doppelmonarchie“ (Joyce lebte ja mehrere Jahre im damals österreichischen Pula bzw. in Triest).

Blättern wir weiter: Jede Station, die Bloom in Dublin besucht, ist mit einer Episode aus Homers „Odyssee“ verbunden, durch Verweise, Symbole, Bilder, Handlungen, die Gliederung stimmt völlig überein, aus 24 „Gesängen“ bei Homer werden im „Ulysses“ 18 Kapitel, die in drei Abschnitte gegliedert sind (3 Kapitel Telemachie = Geschichten von Telemach, 12 Kapitel Odyssee = Irrfahrten und 3 Kapitel Nostos = Heimkehr).

Wir steigen ein ins Buch: In den ersten drei Kapiteln steht der junge Stephen Dedalus im Mittelpunkt, eine Figur, die dem jungen Telemach entspricht (das ist der Sohn des Odysseus, der erst nach der Abreise des Vaters in den trojanischen Krieg auf die Welt kam und sich im Alter von etwa 20 Jahren auf die Suche nach seinem noch immer nicht heimgekehrten [verschollenen?, toten? ...] Vater macht). Stephen ist aber auch so etwas wie das „Alter ego“ von James Joyce selbst, diese Figur kommt auch in (autobiografischen) Werken des großen Iren vor. Und auch der junge Stephen wird seiner Vaterfigur wie einst der junge Telemach begegnen und zu ihm „heimfinden“. (Über „Telemach“ hat auch Michael Köhlmeier einen – diesmal sehr guten – Roman geschrieben!) Blättern wir ein wenig weiter: Im Kapitel 4 („Kalypso“) verlässt Bloom am Morgen seine Frau Molly – wie einst Odysseus die Insel der Nymphe Kalypso verließ.

(In Michael Köhlmeiers Roman „Kalypso“ wird diese Szene des Abschiednehmens und der Hinwendung zu einem selbstverantworteten Leben mit Verzicht auf die Verheißung eines ewigen Lebens auf ein ganzes dickes Buch ausgewalzt!)

Im 6. Kapitel („Hades“) nimmt Bloom an einer Beerdigung teil, entsprechend Odysseus' Gang ins Totenreich; auf dem Friedhof geht es um den Tod von Blooms Vater und den seines Sohnes.

Im 11. Kapitel („Sirenen“) dreht sich alles um Musik (über 150 musikalische Werke, Melodien, Textfetzen ... werden an-

geführt, die „Bardamen“ stehen für den Gesang der Sirenen).

In Kapitel 15 („Circe“) verkörpert die Bordellbesitzerin Bella Cohen die Zauberin Kirke, die Odysseus' Gefährten in Schweine verwandelt. Im Bordell werden die untersten, dreckigsten, „schweinischsten“ Seelenschichten der beteiligten Personen nach oben gekehrt.

In Kapitel 18 („Penelope“) schließlich kehrt Bloom nach seiner Eintages-Odyssee wieder zu seiner Molly zurück.

Blättern wir die Themen auf, die Joyce in seinem Rundgang „abarbeitet“: Jedes Kapitel dreht sich um ein Großthema und ist diesem Thema in Form, Inhalt und (vor allem) Sprache angepasst: Theologie (Kapitel 1), Geschichte (Kap. 2), Sprachwissenschaft (Kap. 3), Wirtschaft (Kap. 4), Botanik, Gerüche, Düfte, Körperpflege (Kap. 5), Religion und Tod (Kap. 6), Rhetorik, Zeitungssprache (Kap. 7), Architektur (Kap. 8), Literatur, Buchwissen und Shakespeare (Kap. 9), Mechanik, aber auch „bewegliche Felsen“ wie die katholische Kirche und Großbritannien (Kap. 10), Musik (Kap. 11), Politik und die Sprache der Medien (Kap. 12), Malerei (Kap. 13), Medizin und Geburt (Kap. 14), Magie und Zauberei (Kap. 15), Navigation und Seefahrt (Kap. 16), wissenschaftliche Fragestellung (Kap. 17).

Blicken wir wieder zurück zum Anfang: Wie Joyce die Sprache einsetzt, und wie er sie je nach Anlass einsetzt, das allein schon macht den Reiz seines „Ulysses“ aus. Neben der Schilderung der äußeren Geschehnisse treten die Gedanken seiner Figuren mit ihren Assoziationen, Erinnerungsfetzen, Wünschen und Vorstellungen in den Vordergrund. Die Sprache ist ungeordnet und bruchstückhaft, „wie es der Person gerade durch den Kopf geht“. Der „Sprachstrom“ ist nicht linear, sondern vielfach gebrochen, Themen ändern sich mitten in nicht fertigen Sätzen, Gedanken verschiedener Personen werden ineinander verwoben, Gleichzeitigkeit wird durch Überlagerung, Überlappung, durch Nebeneinander zu einem einzigen Eindruck verschmolzen. Der Text passt sich den jeweiligen Personen an: Der intellektuelle Stephen Dedalus z. B. hat ho-

hes Sprachniveau, verwendet lateinische Zitate, komplizierten Satzbau.

Eine Besonderheit stellt das 14. Kapitel („Die Rinder des Sonnengottes“) dar: Das Wachsen eines Kindes im Mutterleib und die Geburt werden sprachlich mit der Entwicklung der englischen Sprache gleichgesetzt: Der Text entwickelt sich schrittweise vom Altsächsischen bis zur zeitgenössischen englischen Umgangssprache. Gleichzeitig mit der Geburt erblickt aber auch die Gossensprache das Licht der Welt.

Ein Kapitel (7, „Äolus“) ist vollständig in Form kurzer Zeitungsartikel geschrieben (Ort ist die Zeitungsredaktion, in der Bloom arbeitet), das Kapitel 15 („Circe“) ist in Form eines Dramas verfasst, Inhalt und Stil entsprechen dem Theater der Surrealisten à la Antonin Artaud. Das letzte Kapitel (18, „Penelope“) schließlich ist ein siebzig Seiten langer Bewusstseinsstrom, der Schlussmonolog von Molly (= „Penelope“), (fast) ein einziger Satz (fast) ohne Satzzeichen.

„Ulysses“ von James Joyce, 1922 erschienen, verboten, erlaubt, umstritten, bejubelt als einer der größten Romane des 20. Jahrhunderts: Blättern wir dieses Mammutwerk mit seinen 1.000 Seiten nochmals durch, so geht es mir – und vermutlich jedem Leser – so, dass ich zwischen totaler Ehrfurcht und totaler Verwirrung schwanke (ein Kapitel, in dem es um Lesen und Schreiben, um Literatur und Wissen geht, trug in der Planung den bezeichnenden Titel „Scylla und Charybdis“, das Lavieren zwischen zwei Extrempositionen, die jede für sich ein Übel darstellt). Aber im „Ulysses“ blättern, das bringt immer wieder Gewinn, Freude, Aha-Erlebnisse.

Meine Assoziationsreise führt wieder zurück zum Anfang, und wieder sind es Blätter, die ich sehe, die ich höre: „Les feuilles mortes“, wie sie Jacques Prévert erdachte, „Autumn leaves“ in verschiedensten Versionen, ich höre Miles Davis, Eric Clapton, Keith Jarrett oder Edith Piaf, Juliette Gréco ... und der Kreis schließt sich.



TITELFOTO:

Objekt von Andreas Stern
www.schlichtbarock.at

IMPRESSUM:

Herausgegeben von der NEUEN Stadt Feldbach, www.feldbach.gv.at

Layout: www.conterfei.at, Druck: www.scharmer.at

Fotos: Fotolia, Autoren